



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Scholz, F. P.: Die Kynastsagen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und so ließe sich noch vieles anführen, die Behauptung zu begründen, daß der große Rechtslehrer Thering, wenn er praktischer Jurist gewesen oder viel mit dem Gericht zu thun gehabt hätte, seinen „Kampf ums Recht“ — ungedruckt gelassen hätte. Da der Kampf ums Recht aber nun einmal zu den notwendigen Übeln gehört, so wird er wohl oder übel öfter aufgenommen werden müssen. Dabei entsteht die Frage, was wohl der Gesetzgeber thun kann, um bei dem gegenwärtigen Zustand unsers materiellen und des formellen Prozeßrechts durch zweckmäßige Vorschriften die Notwendigkeit dieses Kampfs möglichst zu vermeiden und seine Mißlichkeiten abzuschwächen.

(Fortsetzung folgt)



Die Kynastfagen

Von f. p. Scholz



Unter den Burgen Schlesiens ist keine bekannter als die ehrwürdige Ruine des Kynasts. Zwar tritt er an geschichtlicher Bedeutung hinter mancher andern zurück; denn seine Mauern sind nie der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen, und schon seine Lage, abseits von einer starken Verkehrsader, weist darauf hin, daß er nicht zur Beherrschung der Gegend, sondern als Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr erbaut war. Und doch hat er vor den andern Ritterfesten der Provinz Schlesien unendlich viel voraus: der herrliche Buchenwald an seiner südöstlichen Lehne, die malerischen Felsen, die an der dem Ramme zugewandten Seite mit ihrer gleichmäßigen Wölbung einer Anzahl übereinander getürmter Riesenglocken gleichen, die abwechslungsreiche Aussicht auf die gesegnete Ebne des Hirschberg-Petersdorfer Thals und andrerseits auf die emporstarrende Mauer des Hochgebirges bieten landschaftliche Reize dar, denen sich niemand entziehen kann. Ein eigener, neuer Zauber umfängt den Wanderer ferner, wenn er unter den jahrhundertalten Buchen des Schloßhofs sitzt und in ihrem Rauschen die Sagen der Burg dunkel wiederklingen hört.

Stark fließt hier der Strom geschichtlicher Überlieferungen. Sie führen uns zurück bis in das Halbdunkel des fernen Jahrhunderts, wo die deutschen Kolonisten aus Thüringen und dem Meißnerlande als Träger einer höhern Kultur in die Thäler des Boberz und seiner Nebenflüsse vordrangen; sie schließen erst ab mit dem Mitgliede der Schaffgotsche, das durch seinen Tod eine tragische Persönlichkeit geworden und von den schlesischen Protestanten als ein Märtyrer seines Glaubens gefeiert worden ist. Genau vier Jahrzehnte nach dem gewaltsamen Ende des Generalleutnants Hans Ulrich in Regens-

burg zerbarst dann 1675 die stolze Burg infolge eines Blitzschlags, der den hohen Schloßthurm traf und ihn und die andern Gebäude einäscherte.

Sage hängt mit fagen, erzählen zusammen, und schon in diesem etymologischen Verhältnisse spricht sich die Verwandtschaft aus, die zwischen der Geschichte und ihrer Halbschwester besteht. Das skandinavische Saga bezeichnet direkt Erzählungen geschichtlichen Inhalts. Die historische Sage ist also der Geschichte nahe verwandt, weil sie sich an wirkliche Ereignisse anlehnt, bestimmte Persönlichkeiten zu Trägern der Handlung wählt und die Zustände entschwindner Jahrhunderte vor uns entrollt; und doch berührt sie sich auch ebenso stark mit der Poesie, denn die ewig thätige Phantasie des Volks hat sich der Stoffe bemächtigt und sie vielfach so stark umgestaltet, daß solchen Erzählungen nicht mehr der Wert eines zuverlässigen Zeugnisses zugesprochen werden kann. Für die folgende Untersuchung erscheint es zweckmäßig, die Kynastfagen nicht nach den Jahrhunderten, denen sie angehören, sondern danach zu ordnen, wann sie sich in der Litteratur nachweisen lassen. So ergeben sich gewisse Richtlinien für eine kritische Beurteilung dieser Überlieferungen. Vielleicht ist es nicht immer möglich gewesen, das Jahr ihres Auftauchens ganz genau zu ergründen, denn vielfach finden sie sich zuerst zerstreut in belletristischen Blättern. Obgleich aus mancherlei Gründen Vorsicht geboten gewesen wäre, haben sie doch bald Aufnahme in die Werke der Geschichts- und Reiselitteratur gefunden, und es läßt sich dadurch mit annähernder Genauigkeit feststellen, wann ihre Ausprägung erfolgt ist.

Die der Zeit nach jüngste Sage ist die von dem Wolf und dem Lamm oder von der Nativität. Als der Freiherr Hans Ulrich Schaffgotsch im Jahre 1633 auf seinem Stammschlosse weilte, ließ er sich von dem Giersdorfer Pastor Thieme das Horoskop stellen und erhielt die Auskunft, er werde durch kaltes Eisen enden. Da befahl er, ein Lämmchen zu holen, und bat Thieme, auch dem Tier das Ende vorauszusagen. Das geschah, und die Berechnung der Nativität ergab als Resultat, daß ein Wolf das Lamm fressen werde. Nun gebot der Burgherr, es sofort zu schlachten und den Tischgästen vorzulegen, in der sichern Erwartung, Thiemes Prophezeiung Lügen strafen zu können. Und doch ging sie in Erfüllung; denn als der Braten eben aufgetragen werden sollte, erschien der Koch mit der Meldung, der zahme Wolf, den man schon jahrelang in der Burg hielt, und der sich der Untugend des Naschens bisher nie schuldig gemacht hatte, habe ihn vom Herde geholt und gefressen. Da legte der Gastgeber bestürzt das Messer weg und sagte: „Der Wille des Herrn geschehe; ich bin mir bewußt, meinem Kaiser jederzeit treu gedient und das Beste des Landes redlich gesucht zu haben. Herr, du wirst meine Unschuld gewißlich an den Tag bringen.“ Thiemes Vorhersage erfüllte sich aber buchstäblich; Hans Ulrich endete als Anhänger Wallensteins auf dem Schafott.

Das ist die echte Sage; nicht bloß weil sie in dem oft gedruckten „Curriculum vitae Herrn Johann Ulrich Schaffgotschens“ schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erscheint, sondern weil sie auch die innern Kriterien

des Glaubwürdigen an sich trägt. Alles in ihr atmet den Geist eines Jahrhunderts, wo man sämtliches Thun in Beziehung zu Gott setzte und doch auch wieder in astrologischem Wahnglauben befangen war. Sogar der trotzige Sinn eines Wallenstein beugte sich ihm, und Schiller hat mit der sichern historischen Intuition, die ihn zum echten Geschichtschreiber befähigte, den Helden der Trilogie als Kind seines Jahrhunderts in dieser Schwäche geschildert.

Der Entstehungszeit nach die zweite Sage ist die von Kunigunde, die manchen Dichtern mit großem und kleinem Namen den Stoff für ihre Poesien geliefert hat. In der Form, in der wir sie kennen, taucht sie erst 1798 in Fischers Taschenbuch für Freunde des Riesengebirges auf. In bibliographischen Mitteilungen findet sich zwar immer 1797 als das Jahr angegeben; thatsächlich aber trägt das Taschenbuch auf dem Titel keine Zeitangabe, und da die Einleitung unterzeichnet ist: „Geschrieben im September 1797,“ so ist es sicher erst im folgenden Jahre erschienen. Nachdem der Herausgeber eine Beschreibung und Geschichte der Burg vorausgeschickt hat, folgt „der Ritt um die Burgmauer“ oder „die Liebesprobe.“ Seine Darstellung ist im folgenden mehrfach wörtlich beibehalten worden. In fabelhafter Vorzeit herrschte hier Fräulein Kunigunde, die früh ihre Mutter verloren hatte, was ihre Erziehung zu echter Weiblichkeit beeinträchtigte. Wie ein Knabe wuchs sie in ritterlichen Übungen auf, „und in ihren sonderbaren Launen möchte sie nicht leicht ein Fräulein neuerer Zeiten übertreffen.“ Als der Vater einst in der Trunkenheit von der Burgmauer hinabgestürzt ist, läßt sie ihn an der Stelle bestatten, wo er den Tod gefunden hat, klettert täglich zu seinem Grabe und weist lange Zeit alle Heiratsanträge zurück. Endlich verkündet sie, zu dem Gertrudentag, dem 17. März, möchten sich die Freier einfinden, um die Bedingungen zu vernehmen, an die der Besitz ihrer Hand geknüpft sei. Sie läßt ein köstliches Mahl bereiten, veranlaßt ihre Gäste zu reichlichem Trinken, und als am Abend die Fackeln auflodern, fordert sie die Ritter auf, ihr zu folgen. „Hinter ihr leuchtete der Burgpfaffe, ein Kreuzifix tragend,“ und auf dieses leistet sie am Grabe des Vaters den Schwur, nur den zu freien, dem es gelinge, auf der Mauer um die Burg herumzureiten.

Zahlreiche Opfer fordert der Versuch, doch eines Tags erscheint ein Unbekannter, bei dessen erstem Anblick schon die Burgherrin in auffallende Verwirrung gerät, als er beim Einreiten in den Schloßhof das Auge zu ihrem Fenster aufhebt und dann mit einem überlegnen „Aha, Fräulein Kunigunde“ auf sie zugeht. Der Eindruck seiner Persönlichkeit, seiner Worte wird immer stärker, und willig lauscht sie seinen Erzählungen von Turnieren, Reisen, Unterhaltungen mit Damen. Wenn der Unbekannte dadurch ihr Interesse geweckt hat, bricht er plötzlich ab und tritt gleichgiltig an ein Fenster. So giebt er sich bald als schmachsender Werther, bald als ein in Liebeskünsten erfahrener Don Juan, bald als ein Petrucchio, der eine Widerspenstige zu zähmen weiß. Und wie der Herr, so der Knecht. Kunigunde reicht dem Knappen einst einen Beutel mit Gold, um ihm die Zunge zu lösen und den Namen seines Herrn

zu erfahren, aber er wirft ihn über die Mauer mit den kränkenden Worten, wer ihn fände, der müßte kein Christ sein, wenn er das Geld nicht zu Seelenmessen für die Gemordeten verwendete. Sie antwortet darauf mit einer Ohrfeige. Als sie dann ein andermal durch ein süßliches Lied des Ritters gerührt worden ist, befiehlt sie, den Gefangnen im Burgverließ die Freiheit zu schenken. Der Knappe verkündet das und fügt eigenmächtig hinzu, daß jeder der Unglücklichen auch einen Becher Wein erhalten solle. Die Burgherrin will ob dieser Eigenmächtigkeit aufbrausen, aber ein einziger Blick des fremden Ritters bannt sie, und sie wiederholt jetzt sogar selbst den unerwünschten Befehl. Mit immer größerem Entsetzen denkt sie daran, daß der Tag der durch sie selbst geforderten Probe näher rückt. Als die Sonne einst kaum den Osten rötete, unternimmt der Ritter das Wagnis, und es glückt. Laut erschallen die Jubelrufe der Burgmannen, darenin mischt sich der Ton der Trompeten, und die Geschütze donnern über die Gegend hin, zum Zeichen, daß die Burg bald wieder einen Herrn haben werde. Als sich Kunigunde nun selbst als Siegespreis darbietet, entgegnet der Gefeierte, er könne ihr Gatte nicht werden, denn er, Adalbert von Thüringen, werde von dem edelsten Weibe geliebt, dessen geringster Ruhm es wäre, daß sie die Tochter eines Kaisers sei. Schließlich beschwört er Kunigunde, sich der Welt und der Menschheit wiederzuschenken und wenn sie „einen Gehilfen in diesem edeln Vorsatze“ brauche, seinen Knappen, den biedern Hugo von Erbach, zum Gatten zu wählen. Dieser werde wiederkommen und sich ihre Antwort holen, wenn dieselbe Sichel des Mondes abermals am Himmel stehe. Dies geschieht; er reitet mit glänzendem Gefolge nach vier Wochen in dem Kynast ein, erinnert die Burgherrin, die in Folge der erlittenen Demütigung in schwere Krankheit gefallen war und eben erst von ihr genesen ist, an die Ohrfeige, die sie ihm einst gegeben hatte, und sie verspricht, diese Übereilung durch Liebe zu vergüten und wird sein Weib.

Sofort fällt ein zeitlicher Widerspruch in dieser Darstellung auf: um 1270, wo ein Adalbert oder Albrecht von Thüringen, der Gemahl einer Kaisertochter, lebte, sollen Geschütze gedonnert haben. Aber doch erscheint dieser Anachronismus nebensächlich; denn gerade in solchen Erzählungen, wo sich die Phantasie des Volkes in freiem Spiel bethätigt, werden Zeiten und Personen, die weit auseinander liegen, oft vermengt. Eine andre Empfindung drängt sich dem Leser mehr auf. Der Verfasser dieser novellenhaft ausgeschmückten Erzählung, der damalige Konrektor am Hirschberger Gymnasium und spätere Hofrat Fischer, hat sich, wie er selbst gesteht, „die Muse des lieblichen Erzählers der Volksmärchen, des Musäus, und den schönen Genius Lafontaines, des Malers der Liebe und der Natur,“ zum Vorbilde genommen, und so erklären sich in seiner Darstellung die theils süßlich moralisierenden, theils burlesken Züge — man denke nur an den hinter Kunigunde herkeuchenden Burgpfaffen. Statt eines frischen, unverfälschten Trankes aus reiner Quelle wird uns ein vergorenes Getränk gereicht. Zum Glück aber sind diese Geschmacklosigkeiten so aufdringlich, so wenig zu innerer Einheit mit dem Kern verwachsen, daß

sich dieses störende Rankenwerk leicht wegschneiden läßt, und dann bleiben immer noch Blüthe übrig, die allerdings Kennzeichen echter Sage sind, ja eine wichtige Tradition zu bergen scheinen.

Während Fischer den Namen der Kaisertochter, deren Gemahl Adalbert sei, nicht nennt, wird sie von spätern Bearbeitern der Sage allgemein als Margarete, Tochter des Hohenstaufen Friedrichs II., bezeichnet. Diese Angaben passen nur auf einen Adalbert von Thüringen, den zweiten seines Namens, den die Geschichte als den Unartigen oder Entarteten kennt. Jedes Familiensinn bar, bereitete er den Seinen schweres Leid. Um eines Hoffräuleins seiner Gattin willen sagte er sich von Frau und Kindern los, und Margarete war genöthigt, im Jahre 1270 von der Wartburg, wo sie ihres Lebens nicht mehr sicher zu sein glaubte, zu fliehen und in Frankfurt a. M. eine Zuflucht zu suchen. Hier starb sie wenig Wochen nach der Flucht. Schließlich enterbte der unnatürliche Vater seine in rechtmäßiger Ehe gebornen Kinder, und Friedrich der Freidige und Diezmann, Margaretens Söhne, führten gegen Albrecht einen erbitterten Krieg.

Bisher ist es den Bearbeitern der Kynastfage noch gar nicht aufgefallen, daß der böse Geist in dieser Familientragödie eine Kunigunde ist, die Künne oder Kühne von Eisenberg, mit der, wie sich der alte thüringische Chronist Nivander ausdrückt, „der Landgraf in der Unehe saß.“ Mag die Herrin des Kynasts kaum Ähnlichkeit mit dieser thüringischen Kunigunde haben, die Übereinstimmung dreier Namen ist doch zu groß, als daß sie sich nicht aufdrängen sollte, und da sich jene Ereignisse in Thüringen gerade in der Zeit abspielten, wo eine stärkere Einwanderung Deutscher in Schlesien stattfand, so liegt die Vermutung nicht zu fern, daß unsre Vorfahren eine allerdings sehr verbläute Erinnerung an diese fürstliche Familientragödie in die neue Heimat mitgebracht haben können. Die breite Kluft, die zwischen der Sage und dem wirklichen Verlauf der Dinge gähnt, ist zudem nicht völlig unüberbrückbar. Albrecht der Entartete hatte keinen direkt schlechten Charakter, sondern war ein haltloser Mensch, und es ist wohl denkbar, daß ihn die Reue über das Unwürdige seiner Handlung oft gepackt, daß er in solchen Stimmungen die Neze des Rebweibs zu zerreißen und der Gattin die Treue zu halten gesucht hat. Eine von diesen vielleicht häufigen Episoden, wo sich der Landgraf von Künne abwandte, könnte sich also in unsrer heimischen Sage wieder spiegeln, und diese wäre dann ein Glied in der Kette von Überlieferungen und kleinen Zügen, die uns teilweise einen Ersatz bieten für die Dürftigkeit, mit der die geschriebnen Quellen der nationalen Großthat unsrer Vorfahren gedenken.

Karl Weinhold, unser schlesischer Landsmann, hat in seinem Buche über die Besiedlung Schlesiens einen überzeugenden Beweis erbracht für die ursprüngliche Heimat und den Weg der deutschen Einwanderer. Wenn sich der selbne Name Kauffung(en) bei Kassel, bei Meissen und im obern Katzbachthale bei dem schlesischen Schönau findet, so kann das kein Spiel des Zufalls, sondern nur so zu erklären sein, daß die Auswanderer pietätvoll an dem Orts-

namen der aufgegebenen Heimat auch in der Ferne festgehalten haben. Das Gleiche gilt auch von „Kynast,“ denn Ortschaften dieses Namens lassen sich auch bei Meißen, Lüben, Nimptsch nachweisen und bezeichnen die Straßen, auf denen das langsame Vorschieben der Deutschen nach Osten erfolgte. Nicht minder sind aber Sitten und Sagen nach dem neuen Lande mitgebracht worden, wie folgende Thatsache beweist. Als man sich 1898 in dem Lütticher Kohlenrevier rüstete, die Entdeckung der fossilen Erde vor siebenhundert Jahren festlich zu begehen, da wurde auch der alten Bergwerksfagen gedacht, die sich an dieses Ereignis von ungeahnter Bedeutung knüpfen. Im Jahre 1198 kam, so berichten die Chroniken, zu einem Schmiede Hulloz in Plennevaux bei Lüttich ein eisgrauer Mann Namens Angelus und forderte ihn auf, in dem nahen Mönchenwalde nach dem brennbaren Gesteine zu graben. Hulloz that es, wurde dadurch der Wohlthäter der ganzen Gegend, und deshalb soll die französische Sprache seine That verewigt haben, indem sie aus seinem Namen eine neue Bezeichnung für die Kohle ableitete: la houille. Das ist natürlich nur eine der zahllosen etymologischen Lüsteleien, durch die man in den Sinn dunkler Worte einzudringen versucht; denn thatsächlich ist das deutsche „Kohle“ das Stammwort für la houille. Wichtiger ist, daß dieser Unbekannte Angelus heißt; und ein Träger desselben Namens spielt bei der Entdeckung der Kupferschiefer- und Magneteisensteinlager von Schmiedeberg und Kupferberg und bei der Gründung dieser Städte eine Rolle. In dem Rhönix Redivivus der Herzogtümer Schweidnitz-Sauer (1665) berichtet Naso, in beiden Orten seien 1154 und 1156 die Erzlager von dem berühmten Bergmeister Laurentius Angel aufgefunden worden. Daß damit kein Bergmeister, sondern nur der heilige Laurentius in Wirklichkeit gemeint sein kann, ergibt sich unwiderleglich daraus, daß ihm die Koppenkapelle geweiht ist. So sind, nur wenig verändert, Traditionen von der Maas bis zu den Sudeten gewandert, und auch ein Zwischenglied läßt sich noch einschieben. Der Goldsucher Engelmann, der in den Harzsagen öfters erscheint, ist keine andre Person als der Angelus der Lütticher, der Laurentius Angel unsrer schlesischen Sage: der wohlthätige Engel, in dem die Bergleute den Zufall verkörperten, der so oft gerade zur Entdeckung der in den Tiefen der Erde verborgnen Schätze geführt hat.

So wäre es also bei diesem Zusammenhang Schlesiens mit den mittlern und westlichen Landschaften Deutschlands nicht ganz von der Hand zu weisen, wollte man in der Erzählung von Kunigunde eine echte Wandersage erkennen. Vielleicht ist es möglich, mehr Licht in diese noch nicht ganz geklärte Frage zu bringen, wenn sich feststellen ließe, aus welcher Quelle Fischer geschöpft hat, und welches die ursprüngliche Form der Überlieferung ist; denn auffallend ist es, daß die einzelnen Berichte starke Abweichungen enthalten. Fischer selbst nennt keinen Gewährsmann, nur bemerkt er da, wo er von der Geschichte der Burg erzählt, er habe eine Handschrift benutzt, die auf dem Kynast liege. Weder das Schaffgotschische Kameralamt in Hermsdorf, noch das Archiv in Warmbrunn kennt ein derartiges Manuskript, und auch wenn es

vorhanden gewesen ist, muß sein Wert doch ganz gering angeschlagen werden. Eine Vergleichung der in dem Taschenbuch für Freunde des Riesengebirges veröffentlichten Abschnitte dieser angeblichen Chronik mit der Schilderung des Kynasts bei Naso zeigt, daß jene nur wörtliche Entlehnungen aus dem Phönix Redivivus sind. So gern Naso auch sonst sagenhafte Züge seinem Geschichtswerk einfließt, in der Schilderung des Kynasts sucht man vergebens nach irgend einem Hinweis auf Kunigunde. Wie er eine Kunigunde nicht kennt, so fehlt sie auch bei den zahlreichen Schriftstellern, die sich nach ihm im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert als eifrige Sammler auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte einen Namen gemacht haben.

Mit diesem auffälligen Schweigen wäre gegen die Echtheit der Kunigunden-sage allerdings noch nichts bewiesen, denn gerade solche Überlieferungen können sich jahrhundertlang mündlich fortpflanzen, und wenn es auch einem Moses glückte, den harten Felsen anzuschlagen und ihm Wasser zu entlocken, so ist es doch nicht jedermann gegeben, den Quell der Erinnerungen zu erschließen, die dunkel in der Seele des Volks schlummern. Aber mit dieser Möglichkeit darf in unserm Falle schwerlich gerechnet werden; viel näher liegt es, gerade an das Entgegengesetzte zu denken, an die Worte, die ein so scharfer Beobachter des Volks wie Gustav Freytag in der Verlorenen Handschrift schreibt: „Doch als die alten Frauen des Dorfs merkten, wie sehr der Doktor sich über solche Mitteilungen freute, wurde in ihnen die uralte Erfindungskraft des Volks aus langem Schlummer geweckt, und es kam ihnen so vor, als ob noch hie und da etwas von dem Geistervolk stecken müsse.“ Sie erfanden daher Geschichten, nur um die Neugierde des städtischen Gelehrten, des Doktors Fritz Hahn, zu befriedigen, und ebenso haben die Führer auf dem Kynast eher manches zusammenfabuliert als verschwiegen. Der sogenannte Kommandant, ein ehrfamer Hermsdorfer Schneider, der in den letzten Jahrzehnten vor 1800 den Burgeschlüssel in Verwahrung hatte, begleitete die Fremden hinauf und erklärte ihnen die Sehenswürdigkeiten. Obwohl aus dieser Zeit eine stattliche Litteratur über unser schlesisches Gebirge vorhanden ist, nicht knapp gefaßte Handbücher, wie sie jetzt beliebt sind, sondern ausführliche Beschreibungen, die man etwa mit den Werken moderner Forschungsreisenden über den dunkeln Erdteil vergleichen könnte, so findet sich vor 1798 nirgends eine Andeutung vom Ritt um die Mauer, obwohl ihres steilen Abfalls gedacht und andererseits die Küche den Fremden gezeigt wurde, in der der zahme Wolf das Lamm gefressen hatte. Aus der stattlichen Anzahl dieser Reisebeschreibungen seien nur zwei zur Begründung der Behauptung herausgehoben. Troschel (Reise nach dem schlesischen Gebirge im Sommer 1783) schreibt: „Hinter der festen Schloßmauer gehn Felsen steil ins Thal hinab,“ und 1793 berichtet Christian Weiß (Wanderungen in Sachsen, Schlesien, Glatz, Böhmen; Leipzig, 1796): „Klasterhohe Massen liegen zwischen den Mauern und Bäumen da. Am merklichsten ist dies in der Höhle.“ Nach dem Besuche des Kynasts geht Weiß in Hermsdorf zu dem Justizamtman und Bibliothekar Henisch, in dessen Haus er „diesen schönen

Tag durch lehrreiche Gespräche und gegenseitige Mitteilungen beschloß.“ Nirgends also eine Hindeutung auf Kunigunde, die ohne Zweifel dastünde, wenn die Sage 1793 schon bekannt gewesen wäre.

Damit ist ein Indizienbeweis, soweit er sich überhaupt geben läßt, gegen ein höheres Alter dieser Überlieferung geführt worden. Aber eine neue Frage schließt sich sofort an dieses Ergebnis an: Hat Fischer den der Gegend fremden Stoff selbständig erfunden, oder ihn schon an einem andern Orte vorgefunden und nur auf den Kynast übertragen? Maso liebt es, mit seiner Verskunst zu glänzen, und so glaubt er, seiner Schilderung der Burg einen besondern Reiz zu verleihen, indem er sie in vier recht schwülstigen lateinischen Distichen feiert. Sie lauten in deutscher Übersetzung:

Steil ist der Fels, und das Mal zu Ehren der trotigen Jungfrau
 Stets unnahbarem Sinn trägt auf dem Haupt er mit Recht.
 Keine Gewalt verletzte den Stolz der ragenden Feste.
 Ihr zum Ruhme erstand hoch auf dem Gipfel der Stein.
 Nur, wer jenem Mantel gleicht im erbeuteten Halschmuck,
 Ihm nur bietet die Burg frei zum Beschauen sich dar;
 Ihm umklammert den Hals der Ring, an die Säule geschmiebet,
 Und mit der Kette erliegt willig dem Freier die Braut.

Im Anschluß daran sei gleich noch der Schlußverse des Rückert'schen Gedichts gedacht, „Begrüßung auf dem Kynast“ (1817):

Jungfräulein ist sie blieben zur Buße für ihren Stolz,
 Zuletzt hat sie verwandelt sich in ein Bild von Holz.
 Ein Bild, anstatt der Haare, bedeckt mit Igelhaut,
 Das muß ein Fremder küssen, wenn er den Kynast schaut.
 Wir bringens ihm zum Küssen; und wenn ihm davor graut,
 Muß er mit Geld sich lösen, wenn er nicht küßt die Braut,
 Das Fräulein Kunigunde.

Zweierlei ist also in frühern Zeiten von den Besuchern des Kynasts gefordert worden. Um den Ruhm der nie eingenommenen Feste zu verkünden, stand in dem Burghof „eine steinerne Säule mit Halb-Eisen, an welche zum Zeichen der erhaltenen Jungfrauschafft ein jedweder, der dieses Alterthum und die darin verwahrliche denkwürdige Sachen in Augenschein nehmen wil, wird anvermählet“ (Maso 270), und vor nicht ganz hundert Jahren noch wurde den Fremden, um sie an die männermordende Kunigunde zu erinnern, ein Bopanz entgegengebracht, den sie küssen sollten, wenn sie es nicht vorzogen, sich durch eine Geldspende davon zu lösen. Der wahre Sinn dieser Sitten würde schwer verständlich sein, wenn nicht in Fülleborns Breslauer Erzähler, einer reichen Fundgrube für Volkloristik, auch aus andern Gegenden Deutschlands Bräuche zusammengetragen wären, die den auf dem Kynast geübten vollkommen gleichen und uns ihre tiefe Bedeutung erst erschließen. Ihre Verbreitung über die verschiedensten Gaue Deutschlands macht es klar, daß es sich nicht um eine Sitte handeln kann, die auf engem lokalem Boden erwachsen war und die Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis auf der Burg festhalten sollte, sondern um allgemeine Volksbräuche. „Im Trier'schen Gebiet, schreibt Fülleborn (I, 525),

liegt ein Ort am Rhein, wo jeder Fremde, der das erstemal dahin kommt, sich an das Halseisen schließen und mit Wasser begießen lassen muß. In Friedrichsbühl muß jeder Fremde einen hölzernen Narren küssen. Ghemals gab es auch in Sauer unter dem Striegauer Thor eine sogenannte Igelkeule, die jeder Fremde unter allerlei spaßhaften Gebräuchen küssen mußte.“ Irre ich mich nicht, so hat auch derselbe Brauch früher an den Thoren Breslaus bestanden; ich erinnere mich wenigstens aus meiner eignen Jugend, daß vor dem ersten Besuch der Provinzialhauptstadt uns damit Angst gemacht wurde, wir hätten eine Igelkeule beim Eintritt in die Stadt zu küssen.

Gülleborn glaubt den Grund hierfür darin zu erkennen, daß man es liebe, „Personen, die in ein neues Verhältnis eintreten, mit allerlei spöttischen Beinamen und Neckereien, auch wohl mit Mißhandlungen zu bewillkommen,“ wahrscheinlich aber gehören diese Sitten dem großen Gebiete symbolischer Handlungen an, mit denen in frühern Zeiten das öffentliche und das private Leben umkleidet waren, und es kommt in diesen Thatfachen der alte Rechtsgrundsatz zum Ausdruck, daß wer einen fremden Ort betrat, den Stadt- oder Burgfrieden öffentlich anerkennen mußte, indem er entweder schon beim Eintritt einen Igelkolben, eine Art Morgenstern, feierlich begrüßte oder sich bei der im Weichbilde errichteten Staussäule, dem Zeichen städtischer Justiz, durch Ankettens lassen seiner Selbständigkeit begab. So schnell und vollkommen ist der tiefe Sinn dieser Bräuche vergessen worden, daß sie schon im siebzehnten Jahrhundert nur noch unverstanden fortlebten und später, als die heimatlichen Sagen um Kunigunde vom Kynast bereichert worden waren, in Beziehung zu dieser gesetzt werden konnten.

Mag es auch verlockend sein, in ihnen und in der lautlichen Ähnlichkeit zwischen dem Namen der Burg und ihrer Herrin allein das poetische Motiv zu suchen, dem Fischer die Form gegeben hat, so liegt es doch näher, da in Thüringen eine Sage ähnlichen Inhalts lebt, an eine Übertragung von dort zu denken. Fischer hat (Prog. Hirschberg 1862) seine ganze Studienzeit in Halle zugebracht, und Thüringen ist ihm sicherlich nicht unbekannt geblieben. Hier aber haftet an den Ruinen der Burg Vohra an der Hainleite eine Überlieferung, die sich mit unsrer schlesischen auffallend berührt. Heinrich, der letzte Graf von Vohra, ein kampflustiger Herr, hat nur ein Kind, eine Tochter Adelhaid, die dem Ritter Ludwig von Straußberg verlobt ist. Als der Graf einst der Stadt Mühlhausen die Fehde ansagt, nimmt Adelhaid dem Verlobten den Schwur ab, er wolle ihn im Kampfe schützen; trotzdem sucht Ludwig von Straußberg feige ein Versteck auf, und Graf Heinrich wird in der Nähe seines Schlosses von den Bürgern erschlagen. Nun wendet sich Adelhaid von dem Eidbrüchigen ab und schwört, sich nie zu vermählen. Sie lebt fortan nur dem Andenken des Gefallnen, läßt ein Steinkreuz an der Kampfstätte errichten und besucht das Grab täglich. Doch Freier stellen sich bald ein, und um sie zu verschrecken erklärt die Gräfin, nur den zu heiraten, der auf der Mauer um Vohra herumritte. Viele Ritter verunglücken bei dem Wagnis, endlich

besteht es ein Graf von Clettenberg, und ihm löst auch Adelheid das Versprechen ein. Als Gewissensbisse sie später peinigen wegen der zahlreichen Opfer, deren Tod sie verschuldet hat, stiftet sie das Kloster Walkenried. Übrigens steht diese Thatsache, wie die Heirat eines Volkmar von Clettenberg mit Adelheid von Lohra urkundlich fest (Thüringen und der Harz, 1842, VII, 39 ff.). Der ähnlichen Züge zwischen der thüringischen und der schlesischen Überlieferung sind zu viele, als daß man nicht einen Zusammenhang annehmen sollte, und da die thüringische einen geschichtlich beglaubigten Kern birgt, so kann die Sage nur von Thüringen nach Schlesien, nicht umgekehrt, gebracht worden sein.

Daß aber Fischer zur Heldin seiner Kynastfage eine Kunigunde, keine Adelheid machte, zu dieser Abweichung hat ihn vermutlich Schillers Handschuh geführt. Am 16. Juni 1797 war Goethe bei seinem Freunde in Sena zum Besuch, und am 18. schreibt Schiller an ihn, er habe poetisiert und, aufgemuntert durch eine Anekdote im Essai sur Paris von St. Foix, den Handschuh gedichtet. Bei der ungemein schnellen Verbreitung, die die poetischen Produkte unsrer großen Dichter fanden, bei dem nachhaltigen Eindruck, den sie überall machten, ist es wohl denkbar, daß Fischer, durch Schillers Ballade beeinflusst, der Heldin der Kynastfage den Namen der gefühllosen Dame gegeben hat, die um einer Laune willen den Ritter Delorges in den Löwenzwinger hinuntertreibt. Eine Ähnlichkeit im Charakter zeigen ja auch beide Kunigunden. Alle Zweifel sind damit noch nicht gehoben, und auch darein ist noch nicht Klarheit gebracht, weshalb gerade ein Landgraf von Thüringen Kunigundens Trost demütigt. Nur die Heroen der Litteratur, die auf eine reiche Thätigkeit zurückschauen, enthüllen bisweilen am Abend ihres Lebens die poetischen Motive, die ihren Schöpfungen zu Grunde liegen, die große Schar der Alltagschriftsteller dagegen verschleiert sorgfältig alles, was einen Einblick in die Werkstatt ihres Schaffens gewähren könnte, und zu diesen gehört auch Fischer, der Autor der Kunigundensage.

Da ihr eine sichere geschichtliche Überlieferung fehlt, so ist es ohne weiteres erklärlich, daß sich soviel Variationen von ihr finden. Ganz verschieden und nicht immer glücklich wird zunächst die Forderung Kunigundens begründet; einmal will sie Rache nehmen an den Männern, weil der Vater verunglückt ist, ein andres mal will der angebliche Ritter von Scharfeneck nur dem Furchtlosesten die Hand seiner Tochter geben und stellt selbst die lebensgefährliche Bedingung. Nicht minder schwanken die Namen; mehrfach wird der Landgraf von Thüringen als Albrecht der Erlauchte bezeichnet, trägt also fälschlich den Beinamen seines Vaters Heinrich, in einzelnen Berichten führt er den Namen von Albrechts Sohn und heißt Friedrich der Freidige. Am weitesten aber gehn die Angaben über das auseinander, was dem Ritte folgt. Einige Versionen lassen Kunigunde ein Kloster auffuchen, noch andre lassen sie sich von der Burgmauer in die Schlucht stürzen, da sie ihre Liebe verschmäht sieht; nach Fischer heiratet sie den Ritter von Erbach, um endlich noch ein nützlichcs Glied

der menschlichen Gesellschaft zu werden. Daß dieser Autor den Ausgang der Sage abgeändert hat, um ihn „dem Fräulein ehrenvoller zu machen,“ darauf hat Hensel in den Schlesiſchen Gebürgsblättern (1801/2, S. 628 bis 679) hingewiesen, und er giebt deshalb selbst das Ende so an, wie es richtig sei und im Munde der Führer laute. Der Ritter hält Kunigunden nicht eine lange Moralpredigt, sondern giebt ihr kurzerhand eine Ohrfeige und reitet weg. Dieser Darstellung hat auch Büsching in seinen Schlesiſchen Sagen den Vorzug gegeben. Die Lösung erfolgt genau so, wie in Lopes Drama „Der Handschuh der Donna Blanka,“ dem Vorbilde des französischen Autors, dem Schiller den Stoff zu seiner Romanze entnahm. Als der König von Kastilien den tapfern Ritter preist, der sich um seiner Dame willen unter die Bestien gewagt habe, erwidert Don Pedro:

Sehr bedenklich
Wär es, Herr, dem nachzuahmen,
Weil darauf ihr der Beherzte
Einen Backenstreich verfezte.

Eine weitere Änderung hat sich der Ausgang der Sage gefallen lassen müssen, indem die Führer auf dem Kynast ihn jetzt völlig dem Schlusse des Handschuhs angenähert haben und ihren Bericht mit den Versen Schillers schließen:

Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht,
„Den Dank, Dame, begehre ich nicht.“

Wenn gerade die Kunigundensage die Dichter so angezogen hat, wenn sie in zahlreichen Balladen, in Epen behandelt worden ist, ja Librettos zu Opern geliefert hat, so liegt das wohl auch an der schwankenden Tradition, die jedem, der ihr eine neue Einkleidung zu geben versuchte, den weitesten Spielraum ließ, ja ihn geradezu zwang, Lücken auszufüllen, Unwahrscheinliches zu beseitigen. Am besten ist das Julius Ficher-Gesellhofen in der Sungfrau vom Kynast gelungen.

Sogar bis nach Frankreich hat die schlesiſche Sage ihren Weg gefunden. In einem Sammelbände französischer Novellen (1835) von Frau Jeannette Lazaouis findet sich auch eine Kunégonde de Kienast, Chronique Silésienne du seizième siècle. Die Verfasserin, eine Deutsche von Geburt, die ihren Mädchennamen leider nicht nennt, will durch diese Erzählung Deutschland und Frankreich nähern und bittet ihre Leser, den Becher, den sie halb mit Seine-, halb mit Rheinwasser gefüllt habe, auf das Wohl der beiden Länder zu leeren. Sie erzählt, kurze Zeit, nachdem Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ihre Riesengebirgsreise (1800) unternommen hatten, den Kynast besucht, die alte Chronik der Burg auch in den Händen gehabt und ihr den Stoff zur Kunégonde entnommen zu haben. Die Thatfachen sind aber in freier Weise verändert. Die Handlung ist ins sechzehnte Jahrhundert verlegt, und Kunigunde treibt wie eine wissensdurstige Dame der italienischen Renaissance sogar Griechisch; endlich ist nicht nur ein Graf von Montferrand der Held, der ihren Troß bricht, auch ihr Männerhaß wird ganz anders, und zwar echt französisch,

begründet. Ihre beste Freundin, Bertha, die als Nonne in Grüssau lebt, ist von einem Ritter entführt worden und wird zur Strafe vor Kunigundens Augen lebendig eingemauert. Als später der Schändliche, ohne zu ahnen, daß die Herrin vom Kynast um seinen Frevel weiß, ihre Hand gewinnen will, wird sie mit solchem Ekel vor der Männerwelt erfüllt, daß sie ihr Herz gegen alle Liebe verschließt und das Gebot des Vaters, des Ritters Friedrich, gern auf sich nimmt, von jedem Bewerber den Ritt auf der Schloßmauer zu fordern. Endlich glückt es dem Grafen Bertrand von Montferrand, die Bedingung zu erfüllen, aber er weist entrüstet ihre Hand zurück, da er nur gekommen sei, den Tod eines geliebten Bruders zu rächen.

Zeitlich steht dieser Sage die vom goldenen Schleier ganz nahe, die man erst 1821 in den Burgfesten und Ritterschlössern der preussischen Monarchie von Fischer und Studert nachweisen kann. Sie behandelt das Schicksal Irmgards, einer Verwandten Kunigundens, die den Auserwählten ihres Herzens heiratet und Herrin des Kynasts wird, nachdem sich Kunigunde in ein Kloster geflüchtet hat. Es lohnt sich nicht erst, die Häufung von unmöglichen Situationen und Wundern zu wiederholen, die nur umechte, den Rubezahlssagen entlehnte Flitter sind. Obwohl sie in Gräßes großem Sagenbuch Aufnahme gefunden hat, ist sie nicht mehr wert, als ein Hintertreppenroman moderner Kolportagelitteratur. Nicht so stark tritt die Unwahrscheinlichkeit bei dem Sprung vom Kynast und der Befreiung des gefangnen Ritters hervor. Wegen das Alter beider Sagen spricht aber schon die Thatsache, daß jene erst in Fülleborns Breslauer Erzähler (1800, I, 455. 472), die andre in einem Reisehandbuch für das Riesengebirge auftaucht (1817), mit dem ein Warmbrunner Arzt, Dr. Schmidt, die Reihe zahlreicher Schriften über das Gebirge eröffnete. Ein gefangner Ritter wird der Freiheit dadurch wiedergegeben, daß seine Frau ihm ein Brot zusteckt, worin eine Feile und ein Seil von beträchtlicher Länge eingebacken sind, sodaß er das Gitter durchschneiden und sich aus der Höhe des Turmes hinablassen kann. Wenn jede Übertreibung ein verdächtiges Zeichen für eine Sage ist, so werden wir dieser die Echtheit kaum zusprechen können, obgleich als Beweis dafür noch jetzt immer ein durchseilter Fensterstab gezeigt wird. Sie ist vielleicht nur eine ungeschickte Nachbildung einer Überlieferung, die mit der Burg Altenahr verknüpft ist. Hier entdeckt ein Ritter, der dem Spiel der Mäuse zusieht, in einem ihrer Schlupfwinkel eine Feile, und mit ihrer Hilfe entkommt er (Bechstein, Deutsches Sagenbuch, S. 93). Der Grundgedanke, aus dem die Handlung herausgewachsen ist, reicht sogar um Jahrtausende zurück und findet sich schon in einer Erzählung aus hellenischer Vorzeit. Zusammen mit fünfzig Genossen war einst der messenische Volksheld Aristomenes von den Spartanern gefangen und in den Abgrund der Verbrecher hinabgestürzt worden, und er allein ist bei dem Sturze dem Tode nicht verfallen. Unter den Leichen seiner Gefährten sitzend gewahrt er einen Fuchs, der sie benagt, und indem er seinen Spuren nachgeht, sieht er eine Spalte, durch die er dem sichern Tode entrinnen kann.

Die innern Kriterien echter Sage trägt der Sprung vom Kynast allerdings an sich. Die Zeit ist bestimmt umschrieben, die mitwirkenden Personen sind aus der Geschichte bekannt, und wohl denkbar ist es, daß ein Edelknabe Franz von Chila sich von den Zinnen der Burg einst in die Tiefe gestürzt hat, nachdem er auf das Wohl der von ihm schwärmerisch geliebten Herzogin Elisabeth, einer Tochter des ersten Zollern in der Mark und Gemahlin Ludwigs II. von Liegnitz, einen Becher Wein geleert hatte. Da aber ein so zuverlässiges Buch wie Müllers „Vaterländische Bilder“ (1837) berichtet, dieselbe Sage haften auch an der Gröbzigburg, so werden wir sie nur dieser zuschreiben, da die örtlichen Beziehungen hier gegeben sind.

Wie kann man aber diese eigentümliche Erscheinung erklären, daß fremde Stoffe in die schlesischen Berge verpflanzt werden, hier in kürzester Zeit fest Wurzeln fassen und mit der neuen Umgebung so schnell verwachsen konnten, daß man ihre alte Heimat ganz vergaß? Litterarische Erzeugnisse tragen den Stempel ihrer Zeit, und so hängen auch die Kynastfagen mit der romantischen Flutwelle zusammen, die nach dem Abschwellen des Kosmopolitismus und des Nationalismus und zugleich unter dem Drucke der Fremdherrschaft weite Kreise unsers Volkes ergriff. Je teilnahmloser man in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, dem Zeitalter des Weltbürgertums, der eignen Nation und ihrer Geschichte gegenüber gestanden hatte, um so mehr schwelgte man nun in der Herrlichkeit verflorener Jahrhunderte, besonders des viel verkannten Mittelalters, und suchte Verständnis dafür zu erwecken, ihm einen reichern Inhalt zu geben, es mit leuchtendern Farben zu malen. Die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert und dessen erste Jahrzehnte haben darum in allen Teilen Deutschlands eine stattliche Anzahl von Sagen hervorgebracht, die als reine Kunstprodukte bezeichnet werden müssen. In das Pflanzenkleid der Kulturländer webt der Mensch mit jedem Jahre neue Farben hinein, indem er Keime, die nicht gerade an einen bestimmten Boden und Himmel gebunden sind, in fremde Lande und Klimate einführt. Mag es der Fachmann auch bedauerlich finden, daß dadurch manche Eigentümlichkeiten verwischt und die verschiedensten Gebiete in ihrer Flora immer ähnlicher werden, wir würden die Farbenpracht der Eindringlinge doch nur ungern missen. Nicht anders verhält es sich mit den zahlreichen, nicht natürlich gewachsenen, sondern aus der Ferne geholten und zurechtgestutzten Sagen, die da, wo sie sich in den Rahmen der Landschaft einfügen, dieser neue Reize geben. Mag auch eine kritische Untersuchung die Unechtheit der meisten Kynastfagen nachweisen, sie haben sich nun doch einmal Bürgerrecht erworben und sind untrennbar mit den Ruinen der Burg verknüpft. Auch von ihnen gilt das Dichterwort:

Das Jahr übt eine heiligende Kraft.

